

Zeitschrift: Die deutschen Mundarten : Monatschrift für Dichtung, Forschung und Kritik

Band: 3 (1856)

Artikel: Grundriss einer Grammatik für die deutsche Schweizersprache : Schluss von Seite 481 des II. Jahrganges.

Autor: Rapp, M.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-178384>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

z w i s t, *m.*, *discordia*, *Zwist*. haistu zwist gemacht tuschen den luden 230a. haistu einnicher hant switz (*so*) und zwiunge gemacht under den Juden, da mort van komen is 218b. *vgl. ist.*

tvistr, *engl. und nnl.* twist. *Lacomblet* 2, 290: of einiger hande zuist tuschin in inde unsin ludin uploift; — si sulin scheiden den zuist. **z w i f e l i n g e**, *f.*, *Zweifel*. *Brev.* 165.

Grundriss einer Grammatik für die deutsche Schweizersprache

von

M. R a p p.

(Schluss von Seite 481 des II. Jahrganges.)

Flexionsvocale.

Unter diesem Namen kann man die Geschichte des tonlosen Vocals behandeln, obwohl das Verfahren analog auch auf componierte und enclitische Formen angewendet wird. Es ist zu bemerken, dass unsre hochdeutsche Sprache ihre gleichmässig geschriebenen tonlosen *e* auf drei verschiedene Weisen behandelt; entweder lässt sie sie ganz verstummen, wie im Englischen, namentlich vor *L*, so dass sie Mittel wie *mitt'l* spricht; der Schweizer sagt eher *mittol*; oder sie spricht dieselben mit dem farblosen Urlaut, den der Franzose *e muet* nennt, namentlich vor *R*, wie in *Vater*, sondern, auch vor *M* in *gutem* und vor der Flexion in *redest*, *redet*. Diese Classe spricht der Schweizer mit demselben farblosen Urlaut, und wir schreiben ihn, vielleicht richtiger als mit *e*, nach der Art, wie die Franzosen ihre südlichen Patois schreiben, durch ein *o*, also *fattor*, *guotom*, *reddost*, *reddot*, ebenso in der Composizion, *forlust* (Verlust); eine dritte Classe spricht der Hochdeutsche mit reinem *e*, und vor Nasalen gern nasal gefärbt; das reine *e* steht im Silbenauslaut in *gute*, *Genuss*, bekannt; diese *e* spricht der Schweizer entweder mit der Steigerung *i*: *guoti*, *ginuss*, *bixennt*, oder die gemeine Mundart wirft sie ganz heraus. Dazu ist noch zu merken, dass der Schweizer, wie die übrigen deutschen Dialekte fränkischen Stammes, ein auslautendes *N* oder die geschriebene Endung *en* in den tonlosen Urlaut auflöst; denn aus dem schriftsprachlichen *reden*, das der Baier in *redn* contrahiert, bilden diese Mundarten *reddo*, *redo*. Man kann also als Grundsatz aufstellen: der tonlosen Vocale sind in der Schweiz nur zwei, entweder *o* oder *i*; letzteres klingt immer spitzig, voll, kurz und rein; das erstere, das wir theoretisch im *o* fixieren, mag nun der Leser nach seinem subjectiven Geschmack sich entweder als ein reines *o*

oder mit dem Mittellaut gegen α (englisch aw), nur aber kurz und tonlos sprechen. Es ist noch anzuführen, dass der nämliche tonlose Vocal als σ bezeichnet wird in den Diphthongen uo , ou , $\ddot{u}o$, $o\ddot{u}$ und io : im ei wird derselbe, wie schon gesagt ist, durch e bezeichnet. Allgemeine Regel ist endlich, dass jedes auslautende tonlose σ , wenn ihm ein Vocal folgt, ein ephelcystisches N hinter sich zu nehmen pflegt, das schlechterdings keinen historischen Grund für seine Berechtigung nöthig hat, mit der einzigen Ausnahme, dass da, wo mehrere N in sich folgenden Silben zusammenstossen, die Mundart aus euphonischen Gründen das ephelcystische N weglassen kann. Diess gilt für alle fränkischen Dialecte mehr oder weniger streng; in den bairischen versieht das R diesen Dienst.

Consonanten.

Sie sind im Ganzen kürzer abzumachen; nur der Guttural, Dental und Lingual haben eine wesentliche Abweichung.

1) **Gutturale.** Hier finden wir nun den auffallenden Anlaut, der das älteste fränkische $k\chi an$ in hochdeutsches $khann$, beim Schweizer aber durch Abwerfen des radicalen Schlaglauts in χann oder $\chi \hat{a}$ abgeschliffen hat; — eine grosse Weichlichkeit, wenn man will, die der norddeutschen Aussprache $færd$, $flanze$, für Pferd, Pflanze völlig analog ist. Wir wollen für immer bemerken, dass unser Übersetzer in seiner lateinischen Schrift sich des griechischen χ für den Guttural bedient hat; da dieses Zeichen aber in der römischen Antiqua-Schrift sich schlecht ausnimmt, so haben wir, der früher spanischen Orthographie gemäss, das lateinische x an die Stelle gesetzt; denn dieses ist in seinem eigenen Laut leicht zu entbehren; der reine Schweizerdialect spricht noch $\alpha\chi s$ für Axt und $fuxs$ für Fuchs, und in lateinischen Wörtern kann man nach Vorgang des Holländers ganz gut $\ddot{a}csämpol$ für Exempel schreiben. Was nun den verschrienen rauhen Aspirat in seiner Lautung betrifft, so bitten wir vor allen Dingen unsere deutschen Landsleute, um Gottes willen nicht ihr deutsches ch zu substituieren; sie mögen das x lieber als ein mathematisches x denken und ein k dafür sprechen. Dass der Laut an sich hässlich sei, ist ein lächerliches Vorurtheil; die arabische, die griechische und die castilische, ferner die polnische und die russische Sprache haben immer für sehr wohlklingende Sprachen gegolten und alle diese haben diesen Laut ohne Scheu gepflegt und festgehalten. Das Vorurtheil, der Aspirat sei ein Product der Bergländer, fällt damit von selbst zusammen; unter den Italienern gutturiert allein der meeranwohnende Toscaner, und der

Portugiese und Holländer gutturierten ebenfalls, letzterer sogar viermal mehr als der Schweizer, weil bei ihm die Aspirazion auf die media *g* fällt und diese in unsrer Sprache gewiss viermal so oft gebraucht wird als das *k*. Freund ist der Laut dem Deutschen ohnehin nicht; denn in den Wörtern *Nacht*, *Loch*, *Bruch* spricht er sein *ch* geradeso wie der Schweizer; in andern Stellungen hat er freilich einen Palatal substituiert und im Anlaut hat er, wie wir wissen, *k* oder *kh*. Für den Inlaut ist noch zu merken, dass auch hier das *k* sich auflöst, also nicht nur wie bei uns in *Kirche*, das hier *xilxo* oder *xillo* lautet, sondern auch in *wärx* (Werk); dazu kommt die Verbindung *nx* wie *denxo* oder *dänxo* (denken), wo das *N*, wie im Deutschen, guttural bleibt (*deng-xo*), wohin dann auch die wenigen Fälle fallen, wo im Deutschen *nch* zusammenstossen wie in *Mönch*; hier assimiliert der Schweizer wie der Spanier und alle gutturalen Idiome das *N* dem Aspirat und spricht sein *münx* wie *mäng-x*. In beiden Fällen wäre es für die Aussprache ganz gleichgiltig, wenn man ein *k* einschalten wollte und *denkxo* *münx* schreiben; denn dieses naturgeforderte *k* klingt von selbst und unwillkürlich mit und ist eben darum entbehrlich. Sodann ist die hochdeutsche Geminazion *ck* zu erwägen; sie bildet hier drei verschiedene Classen; die erste ist specifisch schweizisch und löst den Laut in einfachen Aspirat auf: so in *axxor* (Acker), *baxxo* (backen), *droxxo* oder *druxxo* (trocken); die zweite Classe entspricht im Laut ziemlich dem Deutschen, muss aber eben darum hier *gg* geschrieben werden, wie *egg* (Ecke), *ruggo* (Rücken), *brugg* (Brücke), die aus demselben historischen Grund im Holländischen *rüxx*, *brüxx*, im Englischen *edsh*, *ridsh*, *bridsh* lauten; die dritte Classe beruht auf altfränkischem hartem *ceh*, d. h. *kz*, was wir bequem durch die Combinazion *cx* ausdrücken können, wie in *dicx*, *dick*, holländisch *dikk*, englisch *thick*. Das ist also der einzige Fall, wo der Schweizer in germanischen Wörtern ein wirkliches *k* hören lässt; freilich in Fremdwörtern braucht er den Laut wie andere Sterbliche und spricht z. B. *cantôn*, *concâv*, *quartâl*, *kilo* und andere romanische Wörter ganz so wie wir. Diesem Mangel des radicalen *k* steht nun als Ausgleichung entgegen, dass diese Mundart das *g* unter allen Umständen rein, d. h. als das weiche *k*, spricht und hier schlechterdings keine Aspirazion kennt in *gott*, *burg*, *xünnig* (König) u. s. w. Nur in der Combinazion *ng* fliessen beide Laute in den einfachen Nasal dieses Gebietes zusammen, das N adulterinum, und es gilt auch im Auslaut kein norddeutsches *nk*, in Gemeinschaft mit allen Süddeutschen, Scandieren und Engländern. Das *j* bietet nichts zu bemerken,

als dass es anlautend oft noch historisches *i* ist, wie in *ioz* (jetzt), *iodro* (jeder), eben so wenig das anlautende *k*, wohl aber das inlautende. Wir sind freilich längst gewohnt, dieses Zeichen als einen stummen Figuranten anzusehen; im Mittelalter war es nicht so, es stand nur da, wo es wirklich lautete und zwar schwerlich verschieden von einem reinen *z*. Der Schweizer spricht *sizzt* für *sieht* mit seinem harten Guttural und ihre Theoretiker bemühen sich wohl, im Inlaut der Orthographie zu Ehren *sähho* mit geschärftem *h* für *sehen* zu sprechen. Diese Combinazion ist aber dem menschlichen Sprachorgan nicht natürlich; die Volkssprache gibt herhaftes *säzzo* an, was nach meiner Überzeugung der alte und ächte Laut ist; wir halten uns an diese Form, wodurch freilich die Zahl unserer Aspirate sich bedeutend steigert; ich habe aber die Mundart nie auf anderem Wege beobachtet. Dagegen gehen einzelne auslautende *z* verloren wie in den enclitischen Formen *i, mi, di, si* für ich, mich, dich, sich; *ou*, auch; *nò*, noch (lat. *nec*) u. s. w. Dass aber nun der alte gothische Aspirat mit unsrem neuen, aus *k* entwickelten zusammenfällt, ist ganz consequent, denn der Unterschied des alten *z* und *s* ist ja ebenfalls nicht mehr festzuhalten, noch viel weniger der vom altem *v* und *f*, falls jemals ein solcher in der alten Sprache bestanden hätte.

2) Dentale. Alle, die in Schweizer oder süddeutscher Mundart geschrieben oder über eine derselben reflectiert haben, sind über Einen Punct vollkommen einig, nämlich darüber, dass die deutschen Anlante in der, Dach, Ding und die in Tisch, Tag, Theil durchaus nicht unterschieden werden. Das Schwanken zwischen *d* und *t* bei den ältesten fränkischen Schreibern und ihre allmäßige Entscheidung für den heutigen Schriftgebrauch ist bekanntlich bis heute ein grammatisches Räthsel; wir haben nur unsre Orthographie zum Criterium und nicht einmal diese ist historisch consequent geblieben. Wie soll man also den Laut behandeln? Österreichische Dichter lieben es, anlautend überall *D* zu schreiben; Schweizer neigen sich zu einem allgemeinen *T*, doch hat noch keiner versucht, das tonlose Artikel-Pronomen nach griechischem oder slawischem Vorbild *ter, ti, tas* zu schreiben. Haben doch selbst die Engländer ihren Artikel unhistorisch erweicht und nicht anders die Neuscandier. Der Laut ist freilich weder *D* noch *T*, sondern die zwischen beiden liegende Indifferenz, aber die Schreibart *D* ist uns die bequemere und wir führen sie durch. Im In- und Auslaut ist die Sache von gar keinem Belang und wir halten uns, mit seltenen Ausnahmen, an die hochdeutsche Schrift. Dabei ist aber doch noch eine Schwierigkeit für den Anlaut nicht zu

verschweigen. In der deutschen Verbindung *tr* hat der Anlaut eine doppelte Bedeutung; er vertritt bald sächsisches *dr* wie in *trinken* für englisches *drink*, bald aber steht er für ein unmögliches *zr* oder *tsr*, daher unser *treten* neben dem englischen *tredd*. Der plattdeutsche Bauer weiss sehr fein die Anlaute in *träden* und *trinken* zu unterscheiden. Man könnte nun für diess härteste *T* allerdings das Zeichen beibehalten; auch der Holländer schreibt *T* in *treten*, *trouwen* und ähnlichen Wörtern. Ich gestehe aber, dass ich noch in keinem süddeutschen oder Schweizer Dialect eine Spur entdeckt habe, dass man diese wenigen Fälle des *tr* von der allgemeinen Behandlung der *T*-Laute auszuschieden wüsste und kein Theoretiker hat bis jetzt einen Anspruch darauf erhoben. Wir finden uns daher nicht berechtigt, für diese Fälle ein abweichendes *T* einzuführen und schreiben denn auch sie mit *dr*. Wer diesen Fall als eine Rusticität zu betrachten geneigt ist, dem wollen wir in Erinnerung bringen, dass unsere hochdeutsche Combinazion *zw* oder *tsw* in zwei, Zwerp, zwingen, drei altfränkische Laute: *tsw*, *tsv* und *dw* (englisch *tw*, *dw* und *thw*) repräsentiert. Anlautendes *T* brauchen wir folglich nur in entlehnten Wörtern wie *tyrann*, *tiggör* (Tieger), *thrön* u. dergl. Das *z* aber ist dem hochdeutschen und italienischen harten *z* oder *ts* völlig gleich und seine Geminazion ist *tz*; in der Verbindung *nz* schreibt man folglich *nts*, das dem obigen *ŋkz* analog ist, d. h. das *t* klingt hier unwillkürlich, wird aber geschrieben, weil wir einmal das Doppelzeichen haben.

3) **Labiale.** Nachdem wir anlautendes *k* und *t* cassiert haben, tritt die Sprache mit dem Labial von selbst in die Analogie zurück, denn es ist ihr bekannt, dass alle unsre anlautenden *P* Fremdwörter oder falsche Schreibart statt *B* sind; wir schreiben daher historisch richtiger *braxt* für *Pracht* und ebenso inlautend *houbt* für *Haupt*. Nur in Fremdwörtern schreiben wir *pilgor*, *purpur* u. s. w. Auch unser Anlaut *pf* trifft Fremdwörter und weist nur auf früher eingeführte und besser assimilierte Formen; er bleibt hier und wird voll gesprochen in *pfärd*, *pfläggo*, *pfründo* u. s. w. In der Verbindung *mpf* können wir das *p* sparen, wie oben beim *nz* das *k*, denn es klingt unwillkürlich mit; daher *xampf* (Kampf). Über *b*, *f* und *w* ist nichts zu bemerken, als dass das deutsche *v* bequemer *f* geschrieben wird, wie *fattor* (Vater); inlautend kommen zuweilen noch *w* vor, welche die Schriftsprache verloren oder durch *u* und *b* ersetzt hat, z. B. *druwo*, *trauen*, *üwor*, *euer*, *pfawo*, Pfauen, *gerwo*, gerben. Lateinische *v* spricht der Schweizer von Uraltersher und gleich dem Holländer und den meisten Deutschen als ein *f* aus.

4) **Linguale.** Dass wir in lateinischer Schrift englisches *sh* für deutsches *sch* schreiben, versteht sich von selbst. Das einfache *s* hat in dieser Mundart nur zwei Laute auszudrücken. Es gilt regelmässig a) als scharfes *s*, dem deutschen *ß* gleich, und zwar nicht bloss im Auslaut, wie *hüs*, Haus, sondern auch im Anlaut vor'm Vocal, wie *sin*, sein, im Einverständniss mit dem romanischen Organ, sowie mit Süddeutschland, den Scandiern und dem Englischen. Das nördliche Deutschland hat hier dem von Osten eindrängenden Slaventhum nachgegeben und spricht mit Einschluss des Holländers das bekannte erweichte *s*, das so mit dem meissnischen Dialect in unser hochdeutsches *ſ* eingedrungen ist (der Holländer schreibt es französierend *z*). Das *s* lautet dagegen b) wie ein breites *s* oder *ſch*, nicht nur wie im Hochdeutschen in den Anlauten *st* und *sp*, wie *stān*, stehen, *sprāz*, Sprache, sondern auch in denselben Fällen im Inlaut, so dass man *ist* anders spricht als *isst* und *fast* anders als *fasst*; diese Unterscheidung haben wir eingebüsst; der Schweizer hat diese Einrichtung mit dem ganzen südwestlichen Deutschland gemein. Von dem zweiten Fall ist nun aber auszunehmen, dass alle *s*, welche nicht radical, sondern bloss flexivisch auf *T* stossen, scharfes *s* behalten. Hier muss die Orthographie entweder das *s* verdoppeln, wie in *isst*, *fasst*, *lisst* (liest), oder es durch den Apostroph trennen, wie in *bis't*, *bisst*, *reis't*, *reist*, *müös'ti*, müsste. Merkwürdig ist aber, dass in den alterthümlichsten Dialecten im Wallis (Stalder, Gramm. S. 70), wie in den jenseitigen Dialecten am Monte Rosa und in den Enclaven bei Vicenza und Verona nach Schott's und Schmeller's Beobachtung auch das anlautende *s* vor Vocalen noch die Spuren der Aussprache *sh* vorweist; daher heisst es im Wallis *shin* (sein, suus), *shi* (sich) und *shi* (sie), *fattorsh* (Vaters) u. s. w.; ja selbst inlautend kommt das den übrigen Schweizern fehlende Pronomen *dieser* in der Form *disho* vor. Dass dieser Laut auf den ältesten Werth des deutschen *s* zurückweist, darüber kann gar kein Zweifel sein, und wenn die angrenzenden oberitalischen Dialecte ihr *s*, wie bekannt ist, ebenso behandeln (nämlich *s* = *sh*, aber *z* = *s*), so beweist es nur für denselben Werth des altlateinischen *s*. Streit hierüber unterlassen wir hier.

5) **Liquide.** Über *R* und *L* ist nichts zu bemerken; über *M* höchstens, dass es nach mittelalterlichem Gebrauch sich zuweilen in *N* abschwächt, wie *darn*, Thurm, und statt *heim* *hein*, welches letztere *N* aber dann mit dem Auslauts-*N* des Dialectes das gemeinsame Schicksal theilt, ganz abgeworfen zu werden, so dass bloss *hei* übrig bleibt. Wir haben

der populären Richtung, die alle *N* hinter'm Vocal gerne auswirft (was eine Folge der Nasalvocale benachbarter Dialecte war, wie des schwäbischen, aber auch des französischen und oberitalischen, während der Schweizer die Nasenlaute hartnäckig abstößt), bis auf eine gewisse Grenze nachgegeben; im Adjectiv bleibt es meistens, wie *fin*, *fein*, *brün*, *braun*, *shœn*, *schön*; so bilden wir auch die Verbalformen, wie *hân*, *haben*, *sin*, *sein*, *lân*, *lassen*, und den Artikel *dân*, der, lieber mit erhaltenem *N*, das der Mundart durchaus nicht fremd klingt und flexivisch von Werth ist. Dass endlich die Verbindung *ng* der dritte einfache Nasalconsonant des Dialectes ist, ist schon erwähnt.

Verbum.

Wir kommen jetzt zur wirklichen Grammatik, müssen uns aber auf die allgemeinsten Züge der Mundart beschränken. Sie zerfällt in Verbal- und Nominalbildung, erstere wieder in Person-, Modus-, Tempus-Bildung und verbale Nomenbildung, letztere wieder in Adjectiv, Substantiv und Pronomen. Daraus das Wichtigste.

Personalbildung.

Es sind zwei Numerus und drei Personen. Von den bei Stalder aufgeführten Formen ziehen wir folgende als durchgreifend heraus. Von *fallo*, fallen:

<i>fallo</i> ,	<i>fallst</i> ,	<i>fallt</i> ,
<i>fallo</i> ,	<i>fallot</i> ,	<i>fallot</i> .

Die erste Person schliesst entschieden auf den Vocal, der sich nicht an das *falle* des dreizehnten Jahrhunderts, sondern an das *falla* des achten anschliesst, und der vor Vocalen nicht gern elidiert wird, sondern ein ephelcystisches *N* anschiebt, daher *fallon-ix*, fall' ich. Die zweite wirft den Flexionsvocal aus, kann ihn aber in einigen Fällen der Ableitung oder wegen Härte der Combinazion erhalten, wie bei Stalder in *armost*, du wirst arm, oder bloss euphonisch in *deckost* oder *dekzist*, du deckst, oder wie im Deutschen in *reddost*, du redest. Es ist aber zu erwähnen, dass in der fragweisen Stellung das Pronomen gewöhnlich ganz wegbleibt und man bloss sagt *fallst* für fällst du, was seinen Grund darin hat, dass in dem *T* eigentlich das Pronomen involviert ist, denn die älteste Form war *fallis-dâ*; aber auch diese einfache Form ist noch lebendig, indem von der Endung *st* in der Volkssprache gern das *T* abfällt und dann das breite *s* oder *sh* zurückbleibt, also *fallsh*. So sagt namentlich Hebel *do fallsh*, *do weish* (du weisst), und es ist zu bemerken, dass

diese Flexion in breites *sh* den slawischen Sprachen gemäss ist; Hebel's *do weish* lautet buchstäblich übersetzt slawisch *ty wjesh*. (Nur ist in *weish* das radicale *s* vom flexivischen *sh* verschlungen, beim Slawen ist das entsprechende *d* herausgeworfen.) Endlich ist zu bemerken, dass dieses *sh* auch ein nachfolgendes pronominales *s* absorbieren kann; so braucht Hebel gerne ein drohendes *weish!* anstatt *weist's*, d. h. weisst du es? Auch die dritte Person kann zuweilen einen ableitenden oder euphonischen Flexionsvocal stehen lassen, wie *bättot*, betet, *armot*, wird arm, *strüzlot*, strauchelt, u. s. w. Was die drei Pluralformen betrifft, so ist das *T* der beiden letzten, ja selbst das *nt* der dritten oft auf alle drei Personen übertragen worden und die erste und dritte schwanken zwischen *fallo*, *fallot* und *fallont*; historisch kann aber die erste nur *fallo*, die zweite nur *fallot* lauten und das alte *fallant* der dritten muss sich nach den Gewöhnungen des Dialectes auch in *fallot* abschwächen, so dass die beiden letzten gleich lauten. Ursprünglich hiess die erste Person *fallamès*, und diese Form finden wir vollständig erhalten in der fragweisen Stellung *fallomor*, fallen wir, da unser *mor*, *mior* für wir nichts. andres ist als die abgerissene Endung *mès*, und die zweite hat wahrscheinlich zuerst *falletès* gelautet, das sich in dem fragweisen *fallotor*, fällt ihr, wiederfindet. Diese Form wird auf doppelte Art, entweder in *fallo-tor* oder *fallot-or* aufgelöst; daher sagen einige Schweizer *tor* oder *tior fallot* (mit doppeltem *T*), die meisten aber *or* oder *ior fallot* für ihr fällt, und letztere Form ist darum vorzuziehen. Die Pluralform *fallot* ist also ausser Collision mit dem Singular *fallt*, was grammatisch wichtig ist, weil die verkürzten Pronominalformen sich vielfach vermischen; so heisst *or fallt*, er fällt, aber *or fallot*, ihr fällt, *si fallt*, sie fällt, aber *si fallot*, sie fallen; nur in der gemeinen Sprache steht ferner einem *mor fallt* anstatt *mon fallt*, man fällt, ein *mor fallot* anstatt *mor fallo*, wir fallen, gegenüber, und alle diese Formen scheiden sich, wie man sieht, nur durch den tonlosen Vocal der Verbalform.

Dieses Schema, das im Präsens am klarsten zu Tage tritt, liegt auch den andern flectierten Formen zu Grund, wird aber in ihnen wie überall mehr abgeschwächt. Thut man einen Blick in die vergleichende Grammatik, so ergibt sich, dass diese Flexion vielen deutschen Dialecten nahe steht, weniger unserer Schriftsprache; vielleicht wird es aber manchen Schweizer überraschen, wenn ich ihnen sage, dass ihre Conjugazion keiner europäischen so ähnlich sieht wie — der russischen, und ich will es beweisen. Um das Experiment augenfällig zu machen, wählen wir eine

Wurzel, die beiden Stammsprachen gemein ist, und dazu bietet sich die Form *wal*, *wol*, *wil* für den Begriff will, wollen, wählen, lateinisch *volo* und *velle*. Im Altslawischen heisst die Form *woliti*, wollen, und diese wird von den heutigen Russen auch noch gebraucht, doch nicht als die volksthümliche, sondern als die der Kirchensprache und darum dem höheren Styl angehörige Form; beim Polen und Böhmen bedeutet das Verbum lieber wollen und wählen. Eine zweite Form heisst im Altslawischen *veljeti*, ebenfalls wollen, das im Russischen noch populär, aber aus dem Begriff wollen in den von befehlen übergetreten ist. Auf germanischem Gebiet *wiljan* wollen, bei uns mit *o* *wollen*, in der Schweiz aber *wello* mit anomaler Flexion; dagegen das Verbum *waljan* von derselben Wurzel gibt unser wählen und lautet in der Schweiz ebenfalls *wello*, aber mit regulärer Flexion. Wir stellen nun die beiden genannten russischen Verba, deren eines sich im Accent von unsren Sprachen entfernt, dem Indicativ und Conjunctiv des zweiten Schweizerverbum entgegen, und indem wir beide Mundarten so genau wie möglich nach der volksthümlichen Aussprache schreiben, wird sich eine auffallende Analogie kund thun. Zum Schluss wird noch die zweite Person des Imperativ im Singular und Plural beigesfügt.

Russisch.

ich will.	ich befehle.
<i>wólu</i> ,	<i>welú</i> ,
<i>wólish</i> ,	<i>welish</i> ,
<i>wólit</i> ,	<i>welit</i> ,
<i>wólim</i> ,	<i>welim</i> ,
<i>wólite</i> ,	<i>welite</i> ,
<i>wolèt</i> ,	<i>welèt</i> ,
<i>wóli</i> ,	<i>weli</i> ,
<i>wóljete</i> .	<i>welite</i> .

Schweizisch.

ich wähle.	Conjunctiv und Imperativ.
<i>wello</i> ,	<i>welli</i> ,
<i>wellsh</i> ,	<i>wellish</i> ,
<i>wellt</i> ,	<i>welli</i> ,
<i>wello</i> ,	<i>welli</i> ,
<i>wellot</i> ,	<i>wellit</i> ,
<i>wellot</i> .	<i>wellit</i> ,
—	<i>welli</i> ,
—	<i>wellit</i> .

In der ersten Person Plural würde die fragweise Form *wellomor* oder *wellimor*, wählen wir, die Analogie noch schlagender machen.

Modalbildung.

Der Gegensatz der Indicativ- und Conjunctivformen hat sich in unserer Mundart sehr scharf ausgeprägt, mehr noch als im ältesten Deutsch, wo zwar im Indicativ die Vocale *a* und *u*, aber für Sing. II, III auch *i* galten, im Conjunctiv nur *e* und *ē*; hier hat sich das conjunctive *e* in *i*

gesteigert und letzteres aus dem Indicativ wo möglich verdrängt, so dass ein schwaches Verbum wie *lobbo*, loben, den Gegensatz klar darstellt.

Präsens.	Conjunctiv.	Präteritum.	Condizionell.
<i>lobbo</i> ,	<i>lobbi</i> ,	<i>lobbti</i> ,	<i>lobbti</i> ,
<i>lobbst</i> ,	<i>lobbist</i> ,	<i>lobbtost</i> ,	<i>lobbtist</i> ,
<i>lobbt</i> ,	<i>lobbi</i> ,	<i>lobbti</i> ,	<i>lobbti</i> ,
<i>lobbo</i> ,	<i>lobbi</i> ,	<i>lobbto</i> ,	<i>lobbti</i> ,
<i>lobbot</i> ,	<i>lobbit</i> ,	<i>lobbtot</i> ,	<i>lobbtit</i> ,
<i>lobbot</i> .	<i>lobbit</i> .	<i>lobbtot</i> .	<i>lobbtit</i> .

Man sieht, dass nur das Präteritum in Sing. I, III das auslautende *e* des Hochdeutschen in *i* zu steigern gezwungen ist; sonst steht überall tonloses *o* des Indicativ dem feinen *i* des Conjunctiv gegenüber. In der starken Form des Präteritum steht dem Indicativ *fiol*, ich fiel, besser der Conjunctiv *fioli*, ich fiele, gegenüber.

Was den Imperativ betrifft, so wird er im starken Verbum durchaus einsilbig gebildet, wie *fall*, *gibb*, im schwachen dagegen in *i*, *lobbi*, *säggi* (sage), doch kann sich letztere Form auch in *lobb*, *sägg* verkürzen. Den Plural *fallot* oder *fallit* kann man willkürlich aus dem Indicativ oder Conjunctiv entlehnen.

Tempusbildung.

Mit allen Süddeutschen hat der Schweizer das Unglück gemein, dass er in gemeiner Sprache das einfache Präteritum aufgegeben hat, zwar nicht so ganz in der Form, als im richtigen Gebrauch; denn nicht nur ist das noch lebende Condizionell starker Verba, wie *giong*, *gienge*, anstatt *giongi*, einfach in das Präteritum zurückzunehmen, und Hebel sagt in diesem Sinn etwas zweideutig: *dor shnē giong übboral*, wo man ein Präteritum vermutet, die Volkssprache aber doch nur ein verstecktes Condizionell meint; auch in andern Conjugazionen hat der Schweizer die reine Form des Präteritum für die Bedeutung des Condizionell verwendet und sagt *i wurd* für ich würde, *i fund* für ich fände, *i butt* für ich böte und so durchaus. Es ist bekannt, dass unsre neudeutsche Sprache ihr Präteritum bald aus dem Singular, bald aus dem Plural der mittelalterlichen Form entlehnt und dann beide Numerus gleich behandelt, so dass sie das alte *fand* auch auf den Plural *fanden* ausdehnt, und umgekehrt den Plural *griffen* auch auf den Singular *griff* überträgt. Hier finden wir dieselbe Erscheinung, nur einfacher und consequenter durchgeführt, denn die Formen *wurd*, *fund*, *butt* sind sämmtlich Pluralformen, die in den

Singular eingetreten sind, und dieser Fingerzeig der Natur wird uns hier zu statthen kommen.

Soll überhaupt von einer Cultur der Localmundart die Rede sein, so versteht sich von selbst, dass das einfache Präteritum wiederhergestellt werden muss, und hier ist das Experiment sehr leicht gelöst, wenn wir nach dem Gesagten den allgemeinen Satz so fassen: Das mittelalterliche Präteritum Plural wird ohne Ausnahme auf den Singular übertragen und diese Form kann nun die Funczion des einfachen Präteritum wieder auf sich nehmen; die davon abgeleitete Condizionalform unterscheidet sich im starken Verbum und wo es möglich ist durch den Umlaut, und die Flexionsvocale verhalten sich wie oben bei der schwachen Form. Es heisst also von *gân*, gehen, im Präteritum *gióng*, *gióngst*, *gióng*: *gióngo*, *gióngot*, *gióngot*; im Condizionell *gióngi*, *gióngist*, *gióngi*; *gióngi*, *gióngit*, *gióngit*, und von *findo* im Präteritum *fund*, *fundost*, *fund*; *fundó*, *fundot*, *fundot*, im Condizionell aber *fündi*, *fündist*, *fündi*; *fündi*, *fündit*, *fündit*, und so durch die ganze Sprache.

Verbale Nomenbildung.

Dahin gehört der Infinitiv und die beiden Participien. Der erste endet wie im südwestlichen Deutschland und im scandischen Sprachgebiet vocalisch und wird nicht mehr wie im Mittelalter flectiert. Die Altskandinaver und Schweden schreiben den Vocal *a*, die Dänen und Norweger *e*; wir müssen nach unsrer Lautlehre *o* schreiben: *fallo*, *lobo*; vor dem Vocal nimmt er ephelcystisches *N* an und ist dann dem Hochdeutschen ähnlich.

Die Sprache aber hat eine kleine Classe privilegierter Infinitive, welche einsilbig klingen und die auch in den Nordsprachen vorkommen; sie lauten volksthümlich vocalisch aus mit ephelcystischem *N*; da aber dieses *N* nach Stalder bei vielen auch noch im Auslaut vorkommt und jedenfalls der alten Sprache angehört, so kann man es theoretisch wiederherstellen. Diese Verba, deren ich elf zähle, haben das Eigenthümliche, dass, mit Ausnahme dreier, auch das Präsens, erste Person, gleichmässig einsilbig gebildet wird und auch wohl das *N* annimmt, wie *hán*, ich habe, das wir auch hier theoretisch festhalten; der Imperativ ist olmehr einsilbig mit Ausnahme des ursprünglich schwachen *haben*, das sein *heigi* doch in *heig* abkürzen kann, und das zweite Particíp bildet seine Wurzelsilbe ebenfalls einsilbig auf *N*, selbst das organisch schwache *haben*, mit Ausnahme abermals dreier Formen. (Ein *fán* für gefangen ist aus Uste-

ri's *äfðn*, angefangen, Vicari S. 267, nicht zu belegen, weil es syntactischer Infinitiv sein kann.) Ich will die elf Verba in diesen vier Hauptformen hier zusammenstellen.

Infinitiv.	Imperativ.	Präsens.	Particip.
1. <i>sin</i> , sein.	<i>bis.</i>	<i>bin.</i>	<i>gisin.</i>
2. <i>hān</i> , haben.	<i>heig.</i>	<i>hān.</i>	<i>gihān.</i>
3. <i>gān</i> , gehen.	<i>gang.</i>	<i>gān.</i>	<i>gango.</i>
4. <i>fān</i> , fangen.	<i>fang.</i>	<i>fān.</i>	<i>gifango.</i>
5. <i>stān</i> , stehen.	<i>stand.</i>	<i>stān.</i>	<i>gistando.</i>
6. <i>lān</i> , lassen.	<i>lā.</i>	<i>lān.</i>	<i>gilān.</i>
7. <i>shlān</i> , schlagen.	<i>shlā.</i>	<i>shlān.</i>	<i>gishlān.</i>
8. <i>duon</i> , thun.	<i>duo.</i>	<i>duon.</i>	<i>dān.</i>
9. <i>gæn</i> , geben.	<i>gibb.</i>	<i>gibbo.</i>	<i>gæn.</i>
10. <i>nēn</i> , nehmen.	<i>nimm.</i>	<i>nimmo.</i>	<i>ginōn.</i>
11. <i>zōn</i> , kommen.	<i>zumm.</i>	<i>zummo.</i>	<i>zōn.</i>

Das erste Partic平 ist die zweite Verbalform, welche der süddeutsche und Schweizer Dialect aus dem gemeinen Gebrauch verloren haben, und auch sie muss theogetisch wiederhergestellt werden. Usteri, der sich wenig scheut, halbhochdeutsche Formen aus der Schriftsprache in seine Zürcher Stadtsprache einzuschwärzen, nimmt keinen Anstoss an Formen wie *loufod*, laufend, und selbst in der Flexion *dā loufodo*, der Laufende. Letztere Form klingt aber doch etwas gar zu vernachlässigt, und wenn die Form doch einmal aus der Schrift restituiert werden soll, so zieh' ich vor, das *N* wieder einzuschieben und aus dem Infinitiv *loufo* das Partic平 *loufond*, *dān loufondo* zu bilden; *loufendo* würde sich zu weit aus der Analogie des Dialects entfernen.

Vom zweiten Partic平 versteht sich von selbst, dass es sich nach der germanischen Grammatik in das starke mit *N* und das schwache mit *T* gebildete scheidet; ersteres geht aber physiologisch im Auslaut in Vocal auf, *giffallo*, und wird erst ephecystisch vorm Vocal wiederhergestellt oder durch die Flexion in *dān gifallono*, contrahiert *giffallno*, der Gefallene, das nun abermals, wenn es nicht zu widrig klänge, ein ephecystisches *N* anhängen könnte. Das Feminin lautet *giffallni* und das Neutrum mit aufgelöstem *N* *giffallo*, welches *o* nicht elidiert werden kann. Die schwache Form liebt, und zumal bei harten Combinazionen, euphonischen Flexionsvocal: *gilobbot* oder *gilobbt*, *gixemfot*, gekämpft, u. a., der aber in der Flexion *gilobbtō* immer wieder ausfällt.

Die Flexion der Participien muss im nächsten Abschnitt mit abgehandelt werden und es bleibt uns nur noch übrig, uns über das präfigierte *ge* oder vielmehr *gi* des zweiten Partic平 auszusprechen. Das Präfix steht vor jedem Partic平, mit Ausnahme von *zòn*, gekommen, *wordo*, geworden, und vielleicht *fundo*, gefunden (nach Usteri, Vicari S. 281), wo es nicht mit einem radicalen Schlaglaut (*b*, *d*, *g*, einigen fremden *p* und *t* und dem *z* als *ts*) zusammenstösst; denn da in der Volkssprache der Vocal des Präfixes elidiert wird, so wären die Contraczionen *gb*, *gd*, *gg*, *gp*, *gt*, *gz* eine Unmöglichkeit und in diesen Fällen fällt nun das Präfix völlig aus; in allen übrigen hat unser Übersetzer das volle *gi* wiederhergestellt, vielleicht mit Ausnahme einiger Vocalfälle, wie *gœobt* für geübt. Abweichend von den benachbarten süddeutschen Dialecten ist aber in Folge des Gutturalsystems, dass das Präfix vor der Aspirata *x* besteht, weil die Combinazion *gx* möglich ist (nicht aber süddeutsches *gk*); es heisst also hier *gixouft*, gekauft, *gixlaggt*, geklagt, wo die Schwaben, Baiern und Franken ohne Präfix kaufen, klagt aussprechen. Bei componierten und ausländischen Verben wird aber das Präfix *gi* ganz nach Massgabe der hochdeutschen Grammatik weggelassen. Holländisches *gestudeert* für studiert kommt zwar in der Volkssprache vor, ist aber nicht allgemein.

Adjectiv.

Beim Adjectiv kommen drei Verhältnisse in Betracht: die selbständige Flexion, die abhängige Flexion und das Appositionsverhältniss.

Die selbständige oder nach Grimm starke Flexion ist nicht eigentlich volksthümlich, einzelne stehende Phrasen abgerechnet, wie *eis-deils*, *guots-muots*, *mittor-nazt*; sie wird eher vernachlässigt wie in *meist-deils*, *andor-sits* und dergleichen. Schriftmässig kann man sie aber dem Hochdeutschen nachmachen: *ſo ganzom härzo*, *mit follor xraſt*, *mängo dâg*, *uf allo bärgo*, in letztern Fällen mit der schwachen Form gleichlautend und volksmässig. Nur in Einem Fall ist sie jedoch auch in der Volksprache unentbehrlich, nämlich im Nominativ, der den unbestimmten Artikel vor sich hat, dem der Plural ohne Artikel zur Seite geht. Das hochdeutsche *ein guter Mann* heisst aber schweizisch ganz abweichend *en g̃veto mann*, was den benachbarten Süddeutschen Accusativ wäre, und das ist es in der That auch dem Schweizer, weil er nach romanischer Weise beide Casus nicht mehr unterscheidet; *en* ist also eine Contraczion aus *einen*, denn das einfache *ein* lautet süddeutsch bloss vocalisch *o* wie im Englischen, das *N* ist Accusativzeichen, und ebenso lautet dann auch

das betonte Zahlwort *ein mann* mit Accusativform. Das Feminin lautet daher schweizisch und süddeutsch bloss vocalisch *o frou*, *o guoti frou*, und vor dem Vocal mit euphonischem *N* *on alti frou*, wie im Englischen *an old woman*. Doch verzeichnet Stalder (Gramm. S. 91) eine besser specificierte Form *no frou*, die er Bern und den Vierwaldstetten vindiciert, die also im Kern der Schweiz heimisch ist; dieses *no* ist nicht eine Abkürzung aus *eine*, welche *ni* lauten müsste; vielmehr ist *eine* so contrahiert, dass das *N* wie im Masculin ausfällt und dann die Vocale im farblosen Urlaut zusammenfliessen, daher das betonte Zahlwort *ei frou* lautet. Das vorgeschlagene *N* ist nur ein aus vorgehenden Vocalschlüssen dem Artikel angeschobenes und endlich damit verwachsenes *ephel-cysticum*. Unser Uebersetzer hat aber diese Form vorgezogen, weil sie dem Wort zu Körper und Haltung verhilft, namentlich den beiden andern Sexus gegenüber. Dieses Femininum *no* sollte nun nach allgemeiner Regel vor dem Vocal wieder ein *N* anschieben, allein *non alti* lautet schlecht mit doppeltem *N*, man wird also euphonisch lieber mit Hiatus *no alti* sagen, oder zur andern Form *on alti* für diesen speciellen Fall zurückgreifen. Das Neutrum hat die vom Hochdeutschen ganz abweichende flectierte Form *es* und das betonte Zahlwort *eis*, welche deutlich aus altem *einez* contrahiert sind und dem unbestimmten Artikel der Scandier entsprechen. Die nordischen Formen *et hūs*, *et godt hūs* und *et hūs* lauten also hier *es hūs*, *es guots hūs* und *eis hūs*, so dass im zweiten Fall dem flectierten Artikel zum Trotz auch das Adjectiv flectiert bleibt. Ob man sich ausserdem in der Poesie erlauben dürfte, *es guot hūs*, wie hochdeutsch *ein gut Haus*, ohne Flexion zu sagen, lassen wir hier problematisch. Die gemeine Schweizersprache elidiert noch den Vocal des Zahlwortes und sagt *'s hūs*, *'s guots hūs*, wo aber im ersten Fall die Phrase vom bestimmten Artikel kaum zu unterscheiden ist, falls nicht die genaue Aussprache hier *os hūs*, beim bestimmten Artikel aber bloss *'s hūs* ist. Die obliquen Casus werden wie im Hochdeutschen mit schwachem Adjectiv flectiert. Der selbständige Plural ist im Nom. und Accus. *guoti*, wie hochdeutsch *gute*, der Dativ *guoto*, *guten* (die süddeutschen Dialecte lassen die Nominativform unfflectiert), der Genitiv müsste *guotor*, *guter*, lauten.

Die abhängige oder nach Grimm schwache Flexion tritt hinter dem bestimmten Artikel oder hinter andern Pronomen, wie *dieser*, *jener*, *mancher*, *jeder*, alle u. s. w. auf. Nach Stalder (S. 100) lautete hier die Volksform im Nominativ flexionslos: *dä guot mann*, *di guot frou*

und apocopiert 's *guot zind*, und da der Accusativ nach der Gewöhnung des Dialects identisch ist, so müsste *dä guot mann* auch diesen guten Mann bezeichnen. Ich bin zweifelhaft, ob diese Form allen Schweizeru *correct* klingt, und glaube doch auch den richtigen Accusativ *dän guoto mann* gehört zu haben; da man aber beim unbestimmten Artikel *on guoto* entschieden die Accusativform für den Nominativ braucht, so könnte auch *dän guoto mann* für der gute Mann keinen Anstoss geben. Dieser Form hat sich auch unser Übersetzer ergeben, weil in der Poesie das unflexierte Adjectiv zuweilen unsprechbare Härten erzeugen würde, und um so leichter geht diess bei den andern Sexus: *di guoti srou, dos guoti zind*, an, weil diese Formen die Einstimmung der Schriftsprache für sich haben. Ohnehin kann das Neutrum in seiner absoluten Stellung: das Gute, nicht anders gefasst werden als *das guoti*. Die obliquen Casus und alle Pluralformen bilden wie im Hochdeutschen gleichmässiges *guoto*, guten, während die südwestdeutschen Dialecte im Plural sich durchaus der unflexierten starken Form bedienen, welche schweizisch *di guoti* lauten würde.

Der dritte Fall, den wir oben das Appositionsverhältniss genannt haben, ist, wenn das Adjectiv durch die Copula eines Verbum mit dem Substantiv verbunden oder abhängig gemacht wird, was am nächsten durch das Verbum *sein*, doch auch *werden* und andre Verba wie *gehen*, *stehen*, *bleiben* u. s. w. geschehen kann. Hier hat der Schweizer wieder eine bedeutende Abweichung vom Hochd. utsehen, die ihn einerseits über's Mittelhochdeutsche hinaus dem Altfränkischen an die Seite stellt, anderseits aber wohl hauptsächlich durch Einwirkung der romanischen Nachbarschaft festgehalten worden ist. In diesem Fall muss nämlich das Adjectiv nach dem Sexus und Numerus des Substantiv flectieren; man sagt also: *dän mann ist guoto*; *di srou ist guoti*; *dos zind ist guots*; *di manno, srouo, zindor sint guoti*; auch nach Stalder *dän mann ist allo froüdigo* (ganz freudig), *di srou ist alli froüdigi*; *dos zind ist alls froüdigs*. Aber auf die eigentlichen Adverbien dehnt sich natürlich diese Gewalt des Substantiv nicht aus. Es ist eine seine Grenze, wie weit diese Abhängigkeit der Adjective reichen soll; da dieselbe sich natürlich auch auf alle Participien erstreckt, so ist zu bemerken, dass das Perfect mit *haben* so wenig als im Französischen eine Flexion erzeugt; es heisst *iz han gän*, ich habe gegeben, aber im Passiv könnte *iz bin gäno* vorkommen, ich bin ein gegebener, nicht wohl *iz wirdo gäno*, ich werde gegeben, und beim eigentlichen verbum neutrum darf die Flexion auch

nicht eintreten; es heisst *dän faktor ist gango*, der Vater ist gegangen, nicht *gangno*, obwohl man sagen kann: *di zit ist forgangni*, die Zeit ist vergangen, was eigentlich dem modern deutschen „eine vergangene“ entspricht. Ebenso steht im ersten Particp *dän mann zunt singondo*, der Mann kommt singend, *di frou sitzt shwigondi*, die Frau sitzt schweigend, *dos zind lit shlafonds*, das Kind liegt schlafend, *si gióngit lazzondi*, sie würden lachend gehen. - Deutsche Dichter, wie Voss in seinem Homer, haben hier und da versucht, diese Flexion der Adjektive den alten Sprachen nachzumachen.

Substantiv.

Die Substantive hätten nach Stalder im Singular nur eine gleichmässige Flexion, und zwar die Grimmische starke, so dass *mann*, *zind* im Nominativ, Accusativ und Dativ unverändert bleiben, im Genitiv aber, sofern er vorkommt, *manns*, *zinds* flectieren. In diesem Fall muss aber der Genitiv dem regierenden Wort vorantreten, wie im Englischen und in Süddeutschland, also *os fattors hüs*, des Vaters Haus, was sich die Volkssprache noch verdeutlicht durch das Pronomen *os fattors sis hüs*, auch dativisch *dom fattor sis hüs*, dem Vater sein Haus. Ausserdem müsste der Genitiv umschrieben werden, *dos hüs fom fattor*, wie süddeutsch und holländisch. Das Feminin *frou* ist im Singular inflexibel und in der gemeinen Sprache wird der Artikel in hartes, vocalloses *d*: *d' frou*, apokopiert wie im Neutrum *'s hüs*. Das diminutive *häslī*, *wibli* oder auch *häslin*, *wiblin*, Häuschen, Weibchen, ist neutral und kann genitives *S*: *häslis*, annehmen. Vom Hochdeutschen abweichend ist nun, dass auch unsre schwachen Substantive stark flectiert werden; man sagt, schon darum, weil Nominativ und Accusativ überhaupt zusammenfallen: *dän bær*, *dän häs*, *dän mensh*, den Bären, Hasen, Menschen, und im Genitiv *os bærs*, des Bären, auch *os menshs*, des Menschen; doch ist letzteres hart und bei *häs* noch schwieriger, so dass, wie ich glaube, eher *os hasso*, des Hasen, gesagt wird; denn die schwache Flexion ist ja ohnehin in Compositionen wie *hasso balg* nicht zu entbehren. Man kann also nur sagen: die schwache Flexion ist nicht mehr regelmässiges Flexionsmittel, lebt aber ruinenartig und gewissermassen willkürlich dessen ungeachtet fort, so dass sie zuweilen ganz auffallend an Stellen hervortritt, wo die heutige Schriftsprache sie gar nicht mehr kennt. So wird sie namentlich bei Eigennamen vielfach gebraucht, wo wir sie nicht kennen; bei diesen ist auch der süddeutsche und zum Theil italienische Artikel unumgäng-

lich; man sagt constant *dän Hans*, *dän Lutter*, *di Elsbet*, *dos Meili* (Mariechen) u. s. w.

Was nun den Plural betrifft, so wirft die alte starke Form ganz regelmässig das hochdeutsche *e* ab, obwohl der Umlaut bleibt; es heisst *shiff*, Schiffe, *jär*, Jahre, *ställ*, Ställe, *xöpf*, Köpfe, *fäos*, Füsse, *müs*, Mäuse. Dagegen besteht hier die schwache Form, wie *hasso*, Hasen, *bäro*, Bären, *mensho*, Menschen; ja diese greift noch weiter als im Hochdeutschen, denn man sagt auch *manno*, Männer, *müotro*, Mütter, *döztro*, Töchter u. a. Die Deminutive bleiben unsflectiert: *hüsli*, oder sie fleetieren: *hüsloni*. Endlich besteht auch die Pluralform in *R*, wie *hästor*, *xräutor* (Kräuter), *göttor* u. s. w. Der Artikel wird im Nominativ wie im Feminin Singular in der gemeinen Sprache aus *di* in vocalloses *d* apocopiert, was doch vor dem Adjectiv nicht geschieht, und beides ist den südwestdeutschen Dialecten gemeinsam. Was nun die obliquen Casus betrifft, so bleibt natürlich der Accusativ dem Nominativ gleich, der Dativ aber nimmt der Schriftsprache gemäss ein *o* an, *shiffo*, Schiffen, *xöpfo*, *müso* u. s. w. und hierin steht der Schweizer vom Südwestdeutschen ab, der alle Pluralformen auch im Dativ unsflectiert lässt. Die schwachen Nomen verändern sich nicht, wie *manno*; die Plurale mit *R* dagegen müssen ihren Vocal versetzen, wie *hästro*, Häusern, *xrästro*, Kräutern. Was den Genitiv betrifft, so ist er kaum volksthümlich, und wenn ihn die Schrift herstellen will, so möchte es gerathen sein, sich der Dativform, die ihn vertreten kann, zu bedienen, da diese dem Ohr das Abhängigkeitsverhältniss deutlicher macht; man wird also verständlicher sagen *dor mäso irri löxxor*, die Löcher der Mäuse, als *dor müs*, was fast unverständlich wäre, und ebenso *dor hästro dexxor* oder *irri dexxor*, die Dächer der Häuser. Dieser, wie ich glaube, richtigen Ansicht ist wenigstens unser Übersetzer gefolgt.

Hiezu sind nur noch einige Bemerkungen über die Wortbildung nöthig. Der Schweizer bildet viele Substantive, die im Hochdeutschen entweder consonantisch schliessen, oder auch zwischen den Endungen *e* und *en* schwanken, im Singular vokalisch in *o*, wie *dän stärno*, der Stern, *xärno*, Kern, *ximo*, Keim, *dumo*, Daum, *funzo*, Funke, *friddo*, Frieden, *nammo*, Namen, *samo*, Samen, *willo*, Wille, *di bindo*, die Binde, *xällo*, Kehle, *xärzo*, Kerze, *xilzo* oder *zillo*, Kirche, u. s. w. Alle diese Wörter verändern sich durch Flexion und selbst im Plural gar nicht. Dagegen eine grosse Anzahl weiblicher Substantive, zumal die aus Adjectiven geleiteten Abstracta, werfen das hochdeutsche End-*e* nicht ab, sondern stei-

gern es in *i*, z. B. *bünni*, Bühne, *zetti*, Kette, *xuzzi*, Küche, *dezzi*, Decke, *mängi*, Menge, *mülli*, Mühle, *wizi*, Weihe, *festi*, Feste, *grösi*, Grösse; so *liobi*, *rizi*, *däfi*, *stilli*, fast von jedem Adjektiv, möglichst mit Umlauten abgeleitet; alle diese bilden den Plural auf dreisilbige Formen, *zettino*, *xuzzino*, *müllino*, *festino*; nur ist die letztgenannte abstracte Classe in der Regel keines Plural fähig. Eine Anzahl Neutra wird ebenfalls mit *i* abgeleitet, wie *dos äri*, die Ähre, *bezzi*, Becken, *berri*, die Beere, *züssi*, Kissen, *endi*, Sahlband, *hirni*, Hirn, *netzi*, Netz, *ribbi*, die Rippe, u. s. w. und diese haben im Plural *äroni*, *berroni* oder *berni* u. s. w. Endlich Feminine mit den Ableitungen *L* und *R* nehmen im Singular und Plural unveränderliches *o* an; *axslo*, die Achsel, *xamro*, Kammer, *leitro*, Leiter, *liro*, Leier, *nattro*, Natter, u. s. w. Dass der Schweizer im Sexus der Substantive vielfach vom Hochdeutschen abweicht, beruht fast durchaus auf der ältern Sprache und kann nur lexicalisch dargestellt werden.

P r o n o m e n.

Wir beschränken uns auf die Personalpronomen. Diese Wörter haben allein wie in den meisten Sprachen zum Theil noch getrennte Nominativ- und Accensativformen. Die erste Person *ix*, volksmässig *i* und enclitisch dann *i*, hat ihren Accusativ *mix*, volksmässig *mi* und *mi*, den Dativ *mior*, enclitisch *mor*. Der wenig gebrauchte Genitiv würde *mino* oder *minor* lauten. Der Plural orthotoniert *mior*, enclitisch *mor*, Accusativ und Dativ mit dem Umlaut *oüs*, *uns*, enclitisch *üs*; der Genitiv wäre *oüsor*, *oüsro*. Die zweite Person *dâ*, enclitisch *du*, volksmässig *do*; Accusativ *dix*, volksmässig *di* und *di*, Dativ *dior*, enclitisch *dor*; Genitiv *dino*, *dinor*. Der Plural Nominativ *ior*, enclitisch *or* (seltener *tior* und *tor*), Accusativ *ü*, enclitisch *üx*, Genitiv *üwor*. Die sexuelle dritte Person lautet im Masculin *ær*, enclitisch *or*; Accusativ *inn*, enclitisch *nø*, *on*; Dativ *imm*, enclitisch *mo*, *om*; der Genitiv wäre *sino*, *sinor*. Feminin Nom. Accus. *si*, enclitisch *si*, Dativ *irr*, enclitisch *ro*, *or*; Genitiv *irro*. Neutr. *üs* oder *æs*, enclitisch *os* und *'s*; Accusativ, wenn er betont ist, unorganisches *ins*, sonst *os* oder *'s*, Dativ *imm* und *om*, Genitiv *sino*, *sinor*. Plural Nom. Accus. *si* und *si*, auch *'s*, *inn* und *no*, auch *ono*; Genitiv *irro*. Das Reflexivum lautet *six*, das sich auch in *si* verkürzen kann; es wird aber im Dativ noch häufig durch persönliche Pronomen ersetzt, wie bei Luther: *zuo-n-om* oder *zuo-n-or* *sälbor*, zu sich selbst; *or xan-om nit hälfo*, er kann sich nicht helfen; *si hänt bi-n-ono denzt*, sie haben bei sich gedacht. Das indefinite Pronomen man lautet tonlos *mon*, volks-

mässig *mo* und *mor*, und für den obliquen Casus muss das Zahlwort *ein*, *eim* anshelfen.

Hiemit hätten wir, wie ich glaube, alle wesentlichen Puncte der Grammatik berührt; auf lexicalische Differenzen können wir hier nicht eingehen. Als ein Lob der Übersetzung möcht' ich es aussprechen, dass der Verfasser nicht daran dachte, in grammatischer Beziehung eine strenge Consequenz zu verfolgen; denn in einem noch so flüssigen Stoff feste Regeln aufstellen zu wollen, wäre nur lächerlich und anmassend ausgefallen. Seine Arbeit hat er nie anders, denn als einen ersten Entwurf und Vorschlag angesehen, der erst durch Debatte zu einiger Giltigkeit sich hervorarbeiten könnte. Ich kann aber zum Schluss nur das Wort des Übersetzers wiederholen: Die Natur hat nichts gespart, um den Schweizern eine eigenthümliche Sprache zu schaffen, die Menschen haben es versäumt, oder richtiger, die politisch-socialen Verhältnisse haben es anders gestaltet. Damit ist aber nicht ausgeschlossen, dass man sich der Mundart, auch wenn sie den ganz localen Beschränkungen entzogen würde, zu poetischen Zwecken bedienen könnte. Ihrem Lautcharakter nach dürfte sich dieses Idiom neben die wohlklingendsten in Europa stellen. Es erinnert uns an's Castilische durch die rauen Kehltöne, an's Schwedische dagegen durch Manches, das sie mit dem scandischen Norden gemein hat, am meisten durch die volltonigen Flexionsvocale, die ihr einen phonetischen Vorzug vor dem abgeschwächten Hochdeutsch geben. Es ist also nicht der Mundart Schuld, wenn der folgende Übersetzungsversuch *) keine Theilnahme findet, und ich kann nur mit dem Übersetzer wünschen: Möchte es einem dazu befähigten Schweizer-Talent gelingen, dieselbe Aufgabe nach ihm anders und besser zu lösen!

Schmidt's Idioticon Bernense.

Mitgetheilt von Dr. Titus Tobler.

(Fortsetzung von Seite 493 des II. Jahrganges.)

Ga, ire: ita scriptur (von dritter hand geschrieben): *i gange, du geist, er geit, mer gange, der ganget, si gange.* | *perf. i bi gange. fut. i will ga. conjunct. i gangi imperf. i giengi etc. ga für öppis, usum alterius rei prae-*

*) Wir lassen diesen Übersetzungsversuch aus Schiller's Tell hinten, in der Abtheilung der Sprachproben, folgen.

Der Herausgeber.